

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 46 (1963)
Heft: 1

Artikel: Heinrich Heine : Minnesänger der Freiheit (1. Teil)
Autor: Polybios
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-411147>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auch eine ausgesprochene christliche Literatur und Kunst, aber sie ist anerkannt minderen Ranges und ohne Einfluß auf die großen Bewegungen unseres Geisteslebens, und auch von sogenannter christlicher Seite wird ihre Ebenbürtigkeit mit der eigentlichen Literatur und Kunst nicht behauptet. Wohl aber kann auch der «Christ» kein gebildeter Mensch sein, ohne sich eine Kenntnis der nichtchristlichen Literatur und Kunst anzueignen, und er wird das immer mit dem Bewußtsein tun, daß dieses die *eigentliche* Literatur und Kunst sei. Es gibt keinen «christlichen» Goethe oder Schiller.

Vor allem aber ist es unser Weltbild, das sich bekanntlich in den letzten Jahrhunderten nur in schwerem Kampf gegen das Christentum durchgesetzt hat, und das noch jetzt dem gebildeten Christen zu schaffen macht, ohne daß aber noch an einen ernstlichen Widerstand zu denken wäre. Auch der Christ muß sich die ungeheure Erweiterung und Vertiefung unseres astronomischen Weltbildes gefallen lassen, auch der Christ kommt allmählich trotz allen Strampelns um die Abstammungslehre nicht mehr herum. Das müßte ihn nun einigermaßen bedenklich stimmen gegen das «Wort Gottes». Es gibt also beispielsweise keinen Adam, der doch im christlichen System eine zentrale Stellung einnimmt und geradezu unentbehrlich ist. Was macht man also? Gar nichts. Man läßt die Sache auf sich beruhen, bleibt in der Region bei seinem alten Adam, und in der Wissenschaft läßt man die Abstammungslehre auf sich beruhen. Mit anderen Worten: man ist zu jener alten verwerflichen Lehre von der doppelten Wahrheit zurückgekehrt, nur ohne sich offen zu ihr zu bekennen. Gewiß, es gibt auch Versuche, das moderne Weltbild — nicht ins Christentum hineinzu nehmen, das dürfte doch wohl zu schwierig sein, wohl aber es ausdrücklich anzuerkennen und zu bagatellisieren: es sei unerheblich und ändere an der religiösen Wahrheit nichts. Da fragt man sich nur, warum man sich denn so lange gegen dieses Weltbild gesträubt hat.

Gustav Wyneken

Ich muß gestehen, daß eine überirdische Welt mich nicht interessiert. Ich bin vollauf damit beschäftigt, was ich auf dieser Welt zu tun habe, und wenn ich hier meinen Weg klar vor mir sehe, bin ich zufrieden. Wenn ich weiß, was hier meine Pflicht ist, beunruhe ich mich nicht mit Vorstellungen von einer andern Welt.

Pandit Nehru

Absage an den Christenglauben!

Und zwar sind es gleich zwei Absagen, und beide sehr schwer an Gewicht und Bedeutung. Wir entnehmen sie der Novembernummer unseres deutschen Bruderverbandes, der «Freigeistigen Aktion». Es sind Albert Schweitzer und Hermann Hesse! Beide Männer müssen unserem Leser nicht vorgestellt werden; er kennt sie als zwei Persönlichkeiten, die im Geistesleben des Abendlandes bestimmend und führend im Vordergrund stehen und dementsprechend verehrt werden. Es handelt sich bei beiden nicht um spektakuläre Konversionen, nicht um spektakuläre Austritte aus der Kirche und Uebertritte zu einer unchristlichen Vereinigung; aber es handelt sich doch bei beiden um sehr bedeutsame Kundgebungen, die nur von einer eindeutigen Absage an den Christenglauben her zu verstehen sind. Im einzelnen:

1. *Albert Schweitzer*: Ihm ist die Ehrenmitgliedschaft bei der Unitarischen Kirche in Boston (USA) angetragen worden; er hat diese Würde angenommen und verdankt. Schweitzer will aber trotz diesem Ehrenamt seiner evangelischen Kirche im Elsaß die Treue halten. Er glaubt, diese beiden Zugehörigkeiten unter einem einzigen Hut unterbringen zu können — eine Auffassung, der nicht nur die lutherischen Theologen, sondern auch wir mit starker Skepsis gegenüberstehen. Denn die amerikanischen Unitarier haben nun einmal einen Gottesbegriff, der mit dem christlichen Gott nichts mehr gemeinsam hat als die 4 Buchstaben G-O-T-T. Für die amerikanischen Unitarier ist Gott nichts anderes als das große, unauffhellbare Geheimnis, das allem Sein zugrunde liegt, aber just nicht die biblisch-christliche Offenbarung. Noch weiter von der Bibel weg gehen die deutschen Unitarier, die Gott einfach in die Immanenz des realen Kosmos hereinnehmen, sich also zu einem offenkundigen Pantheismus bekennen; und Pantheismus ist, nach Schopenhauer, nur ein höflicher Atheismus. Diese «Deutschen Unitarier» gehören denn auch dem Volksbund für Geistesfreiheit an, also unserer deutschen Schwesterorganisation. Nun gibt es aber in Deutschland noch eine unitarische Sondergruppe in Frankfurt a. M., die wiederum den amerikanischen Unitariern etwas nähersteht. Dieser deutschen Sondergruppe gehört Albert Schweitzer ebenfalls als Ehrenmitglied an.

Man mag diese Dinge drehen und wenden, wie man will — Schweitzer fühlt sich tatsächlich an die Grundlehren des Chri-

Heinrich Heine: Minnesänger der Freiheit

(1. Teil)

Am 13. Dezember des Jahres 1797 wurde dem Handelsmann Samson Heine in Düsseldorf ein Sohn geboren, der den Namen Harry erhielt. Von seiner Geburt wird nicht, wie in *Goethes* «Dichtung und Wahrheit», die genaue Sternkonstellation überliefert: Harry bzw. der spätere Heinrich Heine hätte auch auf astrologische Spitzfindigkeiten nicht viel Wert gelegt und höchstens um einer Pointe willen zugestanden, daß er im Zeichen der «Venus» das Licht der Welt erblickt habe. Aber auch das würde ihm nicht wichtig gewesen sein; hat er doch selbst das Datum seiner Geburt bei Gelegenheit willkürlich auf die Neujahrsnacht des Jahres 1800 festgesetzt, um zum Scherz überleiten zu können, daß er tatsächlich «einer der ersten Männer des Jahrhunderts» sei.

Als das Jahrhundert jedoch begann und Harry Heine zwar noch nicht die Leiter des Ruhms erklettern, aber im Garten seines Vater-

hauses umhertrippeln konnte, wies nur wenig darauf hin, daß der erstgeborene Sohn des jüdischen Kaufmannes über Zeit und Glück, eine Epoche vorzufinden, welche im Anschluß an die große Französische Revolution die Mauern gesellschaftlicher Vorurteile niederzureißen begann: für die Juden bedeutet das, daß sich die Tore ihrer Ghettos öffneten und daß sie den Status von Bürgern — wenn auch niederen Ranges — erhielten. So bot sich auch für den klugen und überaus sensiblen Jungen Harry die Möglichkeit, zu lernen und zu studieren — er bekam seine Schulbildung bei den Düsseldorfer Jesuiten, bei denen er Respekt vor der Philosophie und Skepsis gegenüber der Religion gelernt zu haben scheint. Dieser Ausbildungsgang wurde abgebrochen, als ihn der Vater zum reichen Onkel Salomon Heine nach Hamburg brachte, der als Bankier nicht nur beträchtlichen Reichtum, sondern auch hohes Ansehen erworben hatte. Aber die Bankierlehre, die Heine in einem kleinen Kontor anfang, sagte ihm wenig zu: um so mehr entflammte er sich für eine seiner Cousinen in einer schwärmerischen Jugendliebe, die keine Erwiderung fand. Damals begann sich sein dichterischer Genius zu regen, und die abweisende «Molly» wurde mit den ganzen Requisiten der Romantik — in frommster Minne — besungen. An dieser ersten unglücklichen Liebe lernte er für sein ganzes späteres Leben eine Therapie für sein leicht verwundbares Herz, die er oft genug angewendet hat:

«Aus meinen großen Schmerzen,
Mach' ich meine kleinen Lieder.»

* Unser Heine-Aufsatz wurde angeregt durch das Erscheinen von Heines «Gesammelten Werken» im Aufbau-Verlag Berlin, in einer außerordentlich schönen und sorgfältig edierten Ausgabe (betreut von *Hans Kaufmann*); uns liegen die Bände 3, 4 und 5 (Prosa) vor, die uns Heine von der lebenswürdigsten, humorvollsten und auch geistreichsten Seite zeigen. Der große Spötter und tief sinnige Schriftsteller sollte in der Bibliothek eines echten Freigeistes nicht fehlen!

stenglaubens nicht mehr gebunden; die Ehrenmitgliedschaft bei den amerikanischen und deutschen Unitariern bringt ihn in eine enge geistige Nachbarschaft zu uns; und diese Nachbarschaft zu uns und zu unseren Grundüberzeugungen wäre nicht möglich ohne die innere Lösung Schweitzers von den Grundlehren des Christentums. Diese Nachbarschaften geben denn auch den Christen aller Schattierungen, wie sie offen zugeben, recht ernsthaft und sorgenvoll zu denken.

Dieselbe innere Unabhängigkeit, ja Absage an die christlichen Grundlehren manifestiert sich ja auch in Albert Schweitzers berühmter «Geschichte der Leben-Jesu-Forschung» (1906). Dort schon schreibt er im Schlußkapitel, also als Ertrag seiner gelehrten Forschung, die Worte: «Der Jesus von Nazareth, der als Messias auftrat, die Sittlichkeit des Gottesreiches verkündete, das Himmelreich auf Erden begründete und starb, um seinem Werke die Weihe zu geben, hat nie existiert. Es ist eine Gestalt, die vom Rationalismus entworfen, vom Liberalismus belebt und von der modernen Theologie in ein geschichtliches Gewand gekleidet wurde.» Albert Schweitzer hat mit seinem Uebertritt zu den nicht mehr christlichen Unitariern nur seine schon vorher vollzogene innere Absage an die Grundlehren des Christentums bekräftigt und erneut dokumentiert. Albert Schweitzer, der große «Theologe» und Menschenfreund, steht mit Herz und Sinn bei uns, bei den Kindern dieser realen Welt; er wurzelt nicht mehr in der Jenseitslehre des traditionellen Christenglaubens.

2. Hermann Hesse hat 7 Jahre vor seinem Ableben der «Anderen Zeitung» in einem Brief folgendes Bekenntnis zur Verfügung gestellt: «Ich glaube an keine religiöse Dogmatik, also auch nicht an einen Gott, der die Menschen geschaffen und es ihnen ermöglicht hat, den Fortschritt vom Einandertotschlagen mit Steinbeilen bis zum Töten mit Atomwaffen auszubilden und auf ihn stolz zu sein. Ich glaube also nicht, daß diese blutige Weltgeschichte ihren ‚Sinn‘ im Plan eines überlegenen Regenten habe, der sich etwas für uns nicht Erkennbares, aber Göttliches und Herrliches ausgedacht habe.» Dagegen bekennt sich Hermann Hesse freudig zu den großen und positiven Diesseitswerten der Menschheit, als da sind die Ahnung um einen Sinn des Lebens; die wunderbaren Werke des menschlichen Geistes und der menschlichen Kunst; außerdem Gerechtigkeit, Verträglichkeit und Friede unter den Menschen.

Bald erwies sich seine Eignung für das Geschäftsleben als unzureichend, und der Onkel beschloß, ihn Jurisprudenz studieren zu lassen, woraus er hinauswachsen konnte. Er hatte zwar das große, was er jedoch nicht die Vorlesungen über die «eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme» hört, sondern bei A. W. Schlegel und Arndt in Sprachwissenschaft und Geschichte eingeführt wird. Dabei wird er mit der romantischen Dichtung vertraut, für welche Schlegel Theorie und Programm geliefert hatte — von ihm ließ Heine auch seine frühen Gedichte beurteilen und hatte die Genugtuung, daß das Haupt der romantischen Schule seine Dichtungsart akzeptierte. 1820 ging Heine nach Göttingen, um an der Georgia Augusta, die allerdings seit A. von Hallers Tagen viel von ihrem Glanze verloren hatte, weiterzustudieren. Das Porträt der Stadt, das er später geliefert hat, tönt wenig enthusiastisch: «Die Stadt selbst ist schön, und gefällt einem am besten, wenn man sie mit dem Rücken ansieht. Sie muß schon sehr lange stehen: denn ich erinnere mich, als ich vor fünf Jahren dort immatrikuliert und bald darauf konsiliert wurde, hatte sie schon dasselbe graue altkluge Aussehen und war schon vollständig eingerichtet mit Schnur- und Pudeln, Dissertationen, Thé dansants, Wäscherinnen, Kompendien, Taubenbraten, Guelfenorden, Promotionskutschen, Pfeifenköpfen, Hofräten, Justizräten, Relegationsräten, Profaxen und anderen Faxen.»

Tatsächlich wurde der Student Harry Heine wegen eines beinahe stattfindenden Duells von Göttingen relegiert. So ging er denn

Prosit Neujahr!

Zum Jahreswechsel entbieten wir allen unsern treuen Abonnenten und Lesern unsere herzlichsten Grüße.

*Ein gutes glückseliges,
gesund's und auch fröhliches,
ein gutes neues Jahr,
das wünschen wir Euch an!*

Zentralvorstand und Redaktion

Eine bekannte Redensart meint: Die Ratten verlassen das sinkende Schiff! Um so etwas aber geht es hier durchaus nicht; aus zwei Gründen:

1. Wir haben es hier nicht mit Ratten zu tun, die um ihrer billigen Selbsterhaltung willen ein sinkendes Schiff verlassen, sondern um zwei sehr ernste und reife Männer und Denker, die beide in guter Kenntnis des christlichen Anliegens dem Christenglauben doch Zustimmung und Anerkennung versagen. Um der Wahrheit und nicht um der Selbsterhaltung willen versagen sie dem christlichen Anliegen die Anerkennung. Sie würden das auch tun, wenn das Schiff nicht sinkt, sondern stolz und sicher seinen Kurs fortsetzt.

2. Und das Schiff des Christenglaubens geht auch jetzt noch nicht unter. Gewiß, einmal wird auch es untergehen und damit das Schicksal aller Religionen erfüllen, die ja alle ihre Geburt, ihren Aufstieg, ihre Blütezeit, ihre zunehmende Ermüdung mit dem Alter und ihren Untergang erleben. Dieses Schiff also geht jetzt noch nicht unter; aber wir wissen und fühlen — dieses Glaubensschiff wird heute müde, und sein Kurs wird unsicher. Es fährt in eine dunkle Abenddämmerung hinaus, und sein Lebensmittag liegt schon weit hinter ihm.

Es sind zwei Männer, die durch Geburt und Tradition mitten in das christliche Anliegen hineingestellt und dort stark verwurzelt worden sind. Beide haben sich, sicher nicht ohne Schmerzen, aus diesem christlichen Wurzelboden herausgelöst. Ihr drängendes Suchen nach Wahrheit hat sie aus dem Jenseitsglauben heraus in die Wahrheit des Diesseits und der diesseitigen Realität hineingeführt.

nach Berlin, das als Hauptstadt Preußens berühmt für seine Oper und berüchtigt für seine Zensur war. Im Salon der Rahel Varnhagen, der alle Prominenz des Berliner Geisteslebens vereinigte, fand Heines Genie große Anerkennung. Dort sah man in ihm den zukünftigen «deutschen Byron»; Rahel, eine «Bruthenne für Talente», bewunderte ihn und blieb ihm zeitlebens verbunden. Sein geistiger Horizont weitete sich im Umgang mit Dichtern und Philosophen: er wurde auch von Hegel persönlich empfangen und vom Vertreter des Weltgeistes auf Erden, als der sich der Philosoph erklärt hatte, einiger Gespräche gewürdigt. In Berlin lebten und schrieben bereits auch die «Junghelienaner», die daran gingen, das konservative System des Meisters revolutionär umzugestalten. Hier war Heine an der Quelle des freien Denkens, und er muß die kühne und kritische Gesinnung in vollen Zügen in sich aufgenommen haben, denn bald darauf kann man bei ihm lesen, wie er in Religion und Politik «reinen Tisch» macht. In einem Brief des Jahres 1822 schreibt er: «Dieser endliche Sturz des Christentums wird mir täglich einleuchtender. Lange genug hat sich diese faule Idee gehalten. Ich nenne das Christentum eine Idee, aber welche! Es gibt schmutzige Ideenfamilien, die in den Ritzen dieser alten Welt, der verlassenen Bettstelle des göttlichen Geistes, sich eingenistet, wie sich Wanzenfamilien einnisten...» Diese Religionskritik wird sich später steigern und an Nietzsche gemahnende Intensität erreichen. Sie umfaßt alle Religionen und ist nicht als parteiische Stellungnahme aufzufassen. Die jüdische Religion

Wahrlich, wenn ich Christ wäre, die Absage dieser beiden Männer an das christliche Grundanliegen würde mir sehr zu denken geben; mehr als das, es würde mir die schwersten Sorgen bereiten. Omikron

Zwiespalt in Rom

Langfristige Unterbrechungen des Vatikanischen Konzils

Am 8. Dezember hat das II. Vatikanische Konzil mit pompösen Zeremonien, die allerdings infolge der Krankheit des Papstes doch nicht ganz die Pracht der Eröffnung im Oktober erreichten, seine erste Session beendet und ist bis zum September 1963 sozusagen in Urlaub gegangen. Das erste Drittel des Konzils, von dem Papst Pius IX. zu sagen pflegte, daß es bei allen Konzilen «dem Teufel gehört habe», ist also vorbei, und aus der Sicht der Kurienkardinäle, wenigstens einiger der wichtigsten unter ihnen, erscheint diese Feststellung Pius' IX. jedenfalls nicht ganz ungerechtfertigt. Denn diese erste Session des Konzils hat vor aller Welt deutlich werden lassen, wie tief der Riß ist, der heute durch die katholische Kirche und ihre führenden Kleriker geht. Von dem umfangreichen Konzilsprogramm konnte nur ein minimaler und der vielleicht am wenigsten wichtige Teil erledigt werden, nämlich die Aussprache über die Verwendung der neuen Masseninformativsmittel (Presse, Film, Radio, Fernsehen) im Dienst der kirchlichen Propaganda und ein Teil (beileibe nicht alles) der Beratungen über die Liturgiereform. Die großen theologischen Fragen wurden nur angeschnitten und alles eher als erledigt. Denn gerade hier zeigte sich sofort, wie sehr die Geister auseinandergehen. Die beiden Gruppen der Konzilsväter, die schon bei den Wahlen in die verschiedenen Kommissionen in Erscheinung traten, standen sich hier mit vorerst noch unversöhnlicher Entschiedenheit gegenüber. Das dürfte auch der Grund sein, warum sich der Papst entgegen den ursprünglichen Absichten zu einer so langfristigen Unterbrechung verstanden hat. Inzwischen sollen ja Sekretariate und Kommissionen an die Arbeit gehen, und angesichts der großen Spanne zwischen den verschiedenen Standpunkten ist man im Vatikan wohl der Auffassung, daß es ziemlich viel Zeit bedürfen wird, bis Kompromißlösungen, die dann von der großen Masse der Konzilsväter sanktioniert werden, gefunden werden können.

Die eine Gruppe, welche den traditionalistischen Standpunkt vertritt und sowohl hinsichtlich des Dogmas wie der Kirchenorganisation und der überlegenen Machtstellung der Kurie nicht mit sich reden lassen will, wird hauptsächlich von Repräsentanten des italienischen Klerus gebildet und von den Kardinalen Ottaviani, Siri, Ruffini und Larraona angeführt. Auch eine größere Anzahl spanischer und portugiesischer Konzilsväter und eine amerikanische Gruppe um den Kardinal Spellman, der wiederholt als Matador des Kalten Krieges unangenehm aufgefallen und durch einige dunkle Geschäfte seiner Umgebung mit Geldern, die für ein römisches Kinderspital in Amerika gesammelt worden waren, an die Clique bestimmter Kurienkardinäle gebunden ist, die zu viel darüber wissen. Dieser Phalanx stehen nun die Bischöfe der meisten europäischen Länder, die Kardinäle Frings, Göpfner (Deutschland), König (Österreich), Alfrink (Holland) und Lienart (Frankreich) gegenüber, gestützt auf die große Mehrheit der Konzilsväter, zu denen sich auch der Patriarch von Antiochien und der Vertraute des Papstes, der Kardinal Bea (Jesuit wie sein Gegenspieler Larraona) gesellt haben. Kardinal Bea leitet das Sekretariat für die Einheit der christlichen Kirchen und erweist sich vielleicht gerade deswegen als Gegner der dogmatischen Erstarrung, welche jede Annäherung an die übrigen christlichen Konfessionen erschweren müßte.

Die Gegensätze wurden besonders deutlich bei der Debatte über die Quellen des Glaubens, als der Kardinal Ottaviani ein «Schema» vorlegte, das nachdrücklich auf der Tradition der katholischen Kirche als einer solchen Quelle bestand. Nur das Eingreifen des Papstes hat verhindert, daß dieses Schema glatt abgelehnt wurde, was den konservativen Flügel des Konzils, der ungefähr ein Drittel der Konzilsväter ausmacht, vor den Kopf gestoßen hätte. Der ganze Verhandlungsgegenstand, zu dem die Kardinäle Alfrink und Bea ein Gegenschema ausgearbeitet hatten, wurde zwecks neuer Kommissionsberatung von der Tagesordnung abgesetzt, und in die Beratungskommission wurden Repräsentanten beider Richtungen entsandt. Das wird langwierige theologische und andere Diskussionen absetzen. Ein ähnliches Schicksal hatte der Vorstoß des Kardinals Ottaviani zugunsten eines verstärkten Marienkultes, von dem die Mehrheit der Konzilsväter als einem Hindernis der Annäherung an die protestantischen Kirchen auch nichts wissen wollte.

galt Heine überhaupt nicht als Religion, sondern nur als ein Unglück, als etwas, was die Juden dummerweise aus Ägypten, dem «Vaterland der Krokodile und des Priestertums», mitgenommen hatten. Man versteht, daß er nicht gewillt war, dieses «Unglück», das ihm durch den Zufall der Geburt mitgegeben worden war, weiter zu tragen: daher trat er zum Christentum über, das er, wie A. von Arnim sagte, als eine Livree anzog. Er selbst äußerte, es sei ihm darum gegangen, das «Eintrittsbillet zur europäischen Kultur» zu erwerben.

Obwohl er schließlich seinen Dr. iur. erwarb, gelang es Heine nicht, in der gutbürgerlichen Welt Fuß zu fassen und ein solides Spießerleben zu führen. Seine frühen Dichtungen, die der damaligen Zensur bereits als «Libertinage» erschienen, waren nicht dazu angetan, ihm ein Staatsamt — als Syndikus oder Professor — einzutragen. Die Welt war wieder reaktionär und trist geworden, und für einen Freiheitsdichter bot sie wenig Chance. Als er jedoch 1830 in Helgoland war und den Hochsommer am Meer mit der Bibel, Homer, Protokollen aus Hexenprozessen verbrachte, erreichte ihn die Botschaft vom Aufstand in Paris, eine Nachricht, die er als «Sonnenstrahlen, eingewickelt in Druckpapier» empfand. Sein Enthusiasmus kannte keine Grenzen. Wieder empfand er sich als «ein Sohn der Revolution», kehrte zurück zu den «zehn Geboten des neuen Weltglaubens», dem er in Berlin anzugehören begonnen hatte. Aber als die Revolte niedergeschlagen wurde und kleinere Putschversuche in Deutschland am politischen Terror scheiterten, sah er aufs neue, daß der Weg zur Freiheit noch lang

und beschwerlich sein würde. Aber er war bereit, ihn weiterhin zu beschreiten.

Inzwischen begann sich sein literarischer Ruhm zu festigen. Seine «Reisebilder» und sein «Buch der Lieder» hatten einen ungeheuren Erfolg bei der Leserschaft. Selbst die Kritiker konnten sich dem übermütigen Witz, dem Gedankenreichtum und der spielerischen Virtuosität der Heineschen Schriften nicht entziehen. Mit ihm wurde ein neuer Ton in der deutschen Literatur angeschlagen. Nie zuvor hatte jemand die aktuellen Probleme der Zeit so humorvoll und doch auch tief sinnig in die erzählerische Form der Novelle oder Reiseschilderung zu bringen vermocht: vor allem das «junge Deutschland», das damals seinen harten Kampf um die Durchsetzung der liberalen Ideen begann, war überglücklich über einen Bundesgenossen, der die Herzen seiner Leser für Blühträume der Freiheit aufzuschließen wußte und ihre Gesinnung aufhellte, indem er sie lächeln lehrte. Daher war es für den Baron von Cotta ein großer Fischzug, als er den jungen Dichter als Korrespondenten seiner Zeitungen gewann: in dieser Eigenschaft ging Heine 1831 nach Paris, dem «Mekka der Revolution», wo er eine neue Heimat finden sollte. Dort fühlte er sich «wie ein Fisch im Wasser»: wiewohl auch in Paris die Reaktion triumphierte, war es doch ein Treffpunkt freier und freier Geister, vor allem auch das Exil der Deutschen, die es in der muffigen und niederdrückenden Atmosphäre ihres Vaterlandes nicht mehr auszuhalten vermochten. Die Ankunft Heines in Paris war für diese deutschen «Frühsozialisten» und Liberalen ein Ereignis: der Dichter aber

Alle diese Fragen werden nun hinter verschlossenen Türen in kleinen Zirkeln weiter erörtert und mit ihnen manches andere, wovon in den bisherigen öffentlichen Sitzungen überhaupt noch nicht oder noch kaum die Rede war. So delikate Fragen wie das Verhältnis zwischen der Kurie und den Bischöfen stehen noch auf dem Beratungsprogramm, ebenso die Frage der kirchlichen Disziplin, zu der namentlich die aus Uebersee gekommenen Kleriker, aber auch die Deutschen und Franzosen noch gewichtige Wünsche vorzubringen haben und wobei, um bei dem Wort Pius' IX. zu bleiben, der Teufel wahrscheinlich auch noch einmal kräftig mitreden dürfte. Walter Gyßling

Mehr oder weniger naive Fragen zur Erbsündenlehre

Wir sind uns vollständig im klaren darüber, daß wir nicht nur in der Begründung der Erbsünde, sondern im ganzen Schöpfungsbericht der Bibel einen Mythos, und zwar, wie die Religionswissenschaft heute genau nachweisen kann, einen babylonischen Mythos vor uns haben. Von einem Mythos verlangen wir wohl Bewegung, Glut der Farben, Schönheit in der Darstellung und eine volle Symbolkraft, niemals aber Wahrheit im Sinne einer von den Menschen empirisch geschaffenen und rational gesicherten wissenschaftlichen Erkenntnis. Darum können wir uns hier die Mühe ersparen, im biblischen Genesis-Bericht in allen Einzelheiten die inneren und äußeren Widersprüche und Unmöglichkeiten herauszustellen; wir tun das hier so wenig wie in den griechisch-olympischen und anderen schönen Schöpfungssagen. Ganz gelegentlich nur sehen wir uns genötigt, in den geistigen Raum eines Mythos einzusteigen, uns im Raum z. B. des biblischen Schöpfungsmythos von innen her umzusehen und uns, trotz dem kirchlichen Anspruch auf absolute Wahrheit, unsere eigenen kritischen Ueberlegungen über das hier Festgestellte zu machen. Wir lassen es uns auch nicht nehmen, gegen diese oder jene Unmöglichkeiten, Unwahrheiten und Absurditäten Einspruch zu erheben. Und da gehen ja, von der Aufklärung an bis in unsere Zeit hinein, die Einsprachen, die Proteste und die Widerlegungen in die Hunderte. Keine einzige Einzelheit des biblischen Schöpfungsberichtes blieb bisher von der scharf zugreifenden Kritik verschont.

enttäuschte sie nicht wenig, da er zunächst nicht in ihre Versammlungen ging, sondern als erstes die Originalschrift der Mannessischen Liedersammlung mit den mittelalterlichen Miniaturen und Minnesänger-Versen aufsuchte. Der Revolutionär Heine war nicht dazu geeignet, Mitglied einer Partei zu sein: er betrieb seine Revolution auf eigene Faust, seine Dichtung war seine Tat, und er wollte mit der sanften Gewalt seiner Gedichte und Erzählungen der Freiheit dienen. Nicht alle verstanden diese Haltung, und wer ihn gerne auf einer «Parteilinie» gesehen hätte, vermißte bei ihm Linientreue und andere Eigenschaften, die beim Fußvolk der Revolution zu schätzen sind. Aber Heine war Künstler und Revolutionär und verlangte für sich das Recht, der Göttin Freiheit auf eigene Manier dienen zu dürfen. Und da er selbst jenen Troubadours des ausgehenden Mittelalters glich, die zu Ehren ihrer Dame durch das Land fuhren und deren Schönheit und Köstlichkeit besangen, wurde er zu einem Minnesänger der Freiheit, der wie kein anderer zu ihrem Ruhm und ihrer Verherrlichung beigetragen hat.

Marx und Engels, die er scherzhaft die «Doktoren der Revolution» genannt hatte, verargten ihm diese Liberalität keineswegs und schätzten ihn als Bruder gleicher Gesinnung: aber Heine war kein Marxist und auch kein historischer Materialist. Die Lehren des Grafen Henri de Saint-Simon vom utopischen Sozialismus hatten ihn aufs stärkste beeindruckt, und eine Zeitlang traf man ihn oft bei den Zusammenkünften des «Père Enfantin», der eine Reform der Gesellschaft durch Ueberwindung der traditionellen

Diese Kritik kann verschiedene Formen annehmen. Wirksam ist immer die möglichst naiv gestellte Frage; z. B. die folgenden zwei Fragen, wie sie von Kindern etwa im Religionsunterricht gestellt werden:

Da wird Genesis 3.14 erzählt, wie Gott die Schlange strafte: «Weil du solches getan hast, seist du verflucht vor allem Vieh und vor allen Tieren auf dem Felde. Auf deinem Bauch sollst du gehen und Erde essen dein Leben lang.» Die beiden naiven Fragen aber lauten:

1. Wenn die Schlange von nun an auf dem Bauche gehen soll — worauf ist sie denn vorher, vor der Strafverfügung Gottes, gekrochen?

2. Warum eigentlich frißt keine einzige Schlange Erde, da Gott ihnen doch dieses Futter als Strafe feierlich vorgeschrieben hat? Wie steht es da mit der Allmacht Gottes? Machen sich schon die Schlangen über Gottes Allmacht lustig?

Nun, wie gesagt, die mehr oder weniger naiv gestellten Fragen zu den Einzelheiten des Schöpfungsberichtes sind unzählbar. Ich meinte tatsächlich, die Fragemöglichkeiten seien bereits alle ausgeschöpft und es bliebe nichts mehr zu widerlegen, nichts mehr zu fragen. Doch da bin ich eben in diesen Tagen eines Besseren belehrt worden. Ich finde im «Courrier Rationaliste» (Nr. 8/1962), einem Organ unserer französischen Bruderorganisation Union Rationaliste, folgende weitere Fragen, die ich bisher in unserer Literatur noch nirgends angetroffen habe.

1. Da lesen wir Genesis 3.1: «Und die Schlange war listiger als alle Tiere auf dem Felde, die Gott der Herr gemacht hatte.» Der Verführungsakt zeigt aber auch, daß die Schlange ausgesprochen boshaft war. Frage: Wie reimt sich dieser moralische Defekt der Schlange mit Genesis 1.31: «Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte. Und siehe da, es war sehr gut.»

2. Da hören wir die Vorwürfe des Herrn nach dem Sündenfall: «Du, Eva, hast Dich von der Schlange verführen lassen. Aber Du kanntest doch mein strenges Gebot, vom Baum der Erkenntnis nicht zu essen. Du hast mein Gebot mißachtet und schwere Sünde auf Dich geladen. Darum . . .» Und nun kommen all die Strafbestimmungen, die den Kern der Erbsündenlehre ausmachen. Und nun unsere mehr oder weniger naiv gemeinten Fragen: Wie konnte Eva denn wissen, daß der Ungehorsam gegen Gott böse ist? Sie hatte ja vorher, vor dem Genuß der

Moral und der Besitzverhältnisse anstrebte. Auch Proudhon, der Theoretiker des Anarcho-Syndikalismus, hat Heine beeinflusst, wie man etwa in den Versen des «Atta Troll» lesen kann:

«Eigentum! Recht des Besitzes!
O des Diebstahls! O der Lüge!
Solch Gemisch von List und Unsinn
konnte nur der Mensch erfinden.»

Heines Sozialismus ist aristokratischer Art. Von Paris aus kommentierte er in der «Augsburger allgemeinen Zeitung» den Gang der Weltereignisse und schuf das politische und künstlerische Feuilleton, das von den Zeitgenossen als Spiegel und Antlitz ihrer Epoche bewundert wurde. In all den launigen Kommentaren zum Tagesgeschehen aber lebt und leuchtet die Gesinnung, daß Erde und Menschenzukunft dem Glück aller und dem Recht der freien Persönlichkeit gewidmet sein sollen. Ueber den «heiligen Geist» (der Freiheit) sagt er in der «Harzreise»:

«Dieser tat die größten Wunder
Und viel größere tut er noch;
Er zerbrach die Zwinghernburgen,
Und zerbrach des Knechtes Joch.
Alte Todeswunden heilt er,
Und erneut das alte Recht:
Alle Menschen gleichgeboren,
Sind ein adliges Geschlecht.»

Polybios